

Carolyn Widmann

Für Kai Luehrs-Kaiser öffnen die Klassikstars ihren Plattenschrank. Diesen Monat präsentiert die Geigerin Carolyn Widmann drei Lieblingsaufnahmen.

Carolin Widmann, geboren 1976 in München als jüngere Schwester des heutigen Komponisten (und Klarinettenisten) Jörg Widmann, ist eine der wichtigsten deutschen Geigerinnen. Sie profilierte sich vor allem mit Neuer Musik. Zahlreiche Werke wurden ihr gewidmet, etwa von Wolfgang Rihm, Matthias Pintscher, Erkki-Sven Tüür, Pascal Dusapin und Rebecca Saunders sowie ihrem Bruder Jörg. Sie selbst empfindet sich indes nicht als Spezialistin. „Man sollte den Anspruch haben, sich niemals zu beschränken“, so Widmann. Nicht um Perfektion gehe es, sondern um eine spezielle Form der „Verletzlichkeit“. „Erst da, wo man Schwächen zeigt, fängt die Kunst an, glaube ich.“ Seit 2006 ist Carolyn Widmann Professorin in Leipzig. Ihre Aufnahmen erscheinen beim Label ECM.



Foto: Lennart Rühle/ECM



Ich habe in letzter Zeit wieder viel und gern Lieder gehört, vor allem von Francis Poulenc. Alexandre Tharaud

begleitete, gesungen hat die französische Sopranistin Sabine Devieilhe. Das habe ich so gern gehört, ich kann es kaum sagen. Wie diese beiden gemeinsam phrasieren: Toll! Von Poulenc bin ich derzeit ohnehin fasziniert. Er geht ähnlich mit den Harmonien um wie Gabriel Fauré, welch unerwartete Wendungen. Auch bei Chorwerken ist das so. Das geht „runter wie nichts“ bei mir. Ich bin eigentlich überhaupt keine Stimmenkennerin, kann nur sagen, was mich berührt. Die Gruberová tat das, in ihrer besten Zeit als „Königin der Nacht“. Damals die Einzige, die wirklich Musik gemacht hat, während sie doch scheinbar immer „nur“ ganz sauber sang. Auch Magdalena Kožená mag ich, und bei den Männern Christian Gerhaher.



Eine besondere Schwäche habe ich für die ganz alten Geiger. Ich genieße sie mehr als die jüngeren. Mein ab-

soluter Liebling war lange Jahre – und ist es eigentlich immer noch – Fritz Kreisler. Er ist sogar der einzige Künstler, von dem ich ein Autogramm erstanden habe. Geradezu einen Heldenkult habe ich um ihn getrieben. Die Tatsache, dass er unter Puristen früher als schlechter Geschmack galt – wegen des unablässigen Vibratos –, stört mich überhaupt nicht. Auch um Bronisław Huberman habe ich einen regelrechten Kult veranstaltet. Und natürlich: um Josef Hassid. Da kriege ich bis heute Gänsehaut. Er hat jene gewisse sechste, siebte Dimension, die man nicht mehr in Worte fassen kann. Unglaubliche Rubati, eine großartige Agogik. Lernen kann man das wohl nicht.



Das heißt übrigens nicht, dass ich bei Jüngeren abstinent wäre. Lisa Batiashvili etwa mit Tschaikowski und mit Sibelius: Respekt vor dieser großen und großartigen Kollegin. Das hat eine Freiheit, als ob sie das Ganze tatsächlich im selben Augenblick erst erfindet. Und geigerisch absolut sicher. – Ansonsten in der Dauerschleife bei mir: die Beethoven-Streichquartette mit dem Quatuor Ébène. Es ist diese Balance aus Präzision und Musikantischem, aus Planung und Improvisation auf allerhöchstem Niveau, was mich sehr anspricht. Texttreue allein bringt ja nichts, wenn sie nicht von einer Extraportion Leben erfüllt ist. Das wird heute manchmal vergessen – darf es aber nicht.